

Wer das Dichten will verstehen,
Muß ins Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

J.W.G.

I.

Erst im Flugzeug wird mir so richtig bewußt, auf welchem Weg ich mich befinde. Obwohl ich mich ohne Winterjacke habe zum Flughafen bringen lassen, werden Zweifel wach, die richtige Kleidung eingepackt zu haben. Der Wunsch, noch einmal umzukehren und alles anders zu machen, wächst mit jedem Flugkilometer. Aber die Zweifel am Gepäck sind vielleicht nur der Ausdruck eines Wissens, daß die Reise eben doch in eine andere als die eine, uns vertraute Welt geht, und sie sind eine benennbare äußerliche Erscheinung einer nicht darstellbaren inneren Ver-rücktheit; denn daß mich anderes an Leben erwartet, als ich gewohnt bin, weiß ich seit meiner ersten Reise.

Von Hannover fliege ich nach Amsterdam. Erst hier besteige ich das Flugzeug, das mich non-stop nach Tanzania bringen wird. Morgendämmerung. Kurz nach dem Start überfliegen wir den Rhein und bald liegt gebirgige Schneelandschaft unter mir; ein wenig später fällt der Blick auf verschneite Berge und Täler der Alpen, und als das Wasser an Italiens Küste im Sonnenlicht unter den Tragflächen glitzert, werden meine Zweifel immer heftiger. Trotz Abkapselung im Flugzeug nehme ich über die Augen sinnlich ein Gefühl von Sommer und Wärme wahr.

Gedanken an die Söhne. Verabschiedung für drei Monate. Sie wissen, wo ich sein werde. Waren selbst schon dort. Ein Brief von ihnen, den ich erst im Flugzeug Richtung *Kilimanjaro Airport* öffnen soll. Ich tue es jetzt. *Mach' dir keine Sorgen. Und denke dran, es gibt für alles eine Lösung!*

Die Erfahrungen der ersten beiden Reisen: die erste als Mitglied einer kirchlichen Gruppe, die ihre Partnergemeinde in Übersee besucht – damals hatte ich während des langen Fluges tatsächlich das Gefühl, unseren Erdball zu verlassen, durchs All zu fliegen und einen anderen Planeten zu erreichen, so weit weg und unbekannt war alles! Die ersten Eindrücke nach der Landung und auf der Fahrt in die nächste Stadt durch die Steppe hatten das bestätigt: Menschen in bunten Gewändern saßen im Staub am Straßenrand, manche ihr Vieh hütend, Frauen Gemüse und andere Waren verkaufend, bis zum Erreichen der ersten Häuser der Stadt nur endlose Weite und Trockenheit; die zweite Reise als Mutter von und mit zwei heranwachsenden Söhnen, die unbedingt das Leben in einem „Entwicklungsland“ jenseits des Äquators kennenlernen sollten, wenn ich schon die Möglichkeit hatte, es ihnen an einem kleinen lokalen Beispiel zu zeigen.

Die dritte Reise nun für drei Monate, in denen ich mehr über das Leben in einem afrikanischen Land erfahren will, weil ich über afrikanische Literatur arbeite und damit über Lebensumstände und –zustände, über Auswirkungen des Einwirkens unserer, der *entwickelten* westlichen Kultur moderner Industriegesellschaften auf nach westlichem Verständnis zurückgebliebene, *unterentwickelte* Kulturen. Ich habe begonnen, Kiswahili zu lernen, eine Sprache, die ursprünglich nur an der ostafrikanischen Küste von den Swahili gesprochen wurde. Die Bezeichnung stammt von dem arabischen Wort für Küste *sawahil* ab und deutet auf die Handelsverbindungen zu arabischen Ländern hin. Diese Sprache hat sich immer weiter ins Landesinnere verbreitet und wird heute als Lingua Franca über Tanzania, Kenia und Uganda hinaus gesprochen oder verstanden. In Tanzania ist sie offiziell Landessprache und wird sich nicht von der ebenfalls im Lande wichtigen Sprache Englisch verdrängen lassen. In den eigenen Sprachen der mehr als 130 Volksgruppen Tanzanias ist diese Widerstandskraft nicht vorhanden. Schulsprache ist Kiswahili, in weiterführenden Schulen Englisch.

Der Schriftsteller Ngugi wa Thiong'o aus dem Tanzania benachbarten Kenia schreibt in seinem Erstlingswerk *Der Fluß dazwischen* über den Zusammenprall zweier Kulturen und die Konflikte, denen die Menschen seines Volkes, der Gikuyu im kenianischen Hochland, durch die christliche Missionierung vor mehr als einem Jahrhundert ausgesetzt waren. Das Christentum ist

auch nach der Unabhängigkeit Kenias Staatsreligion geblieben. Tanzanias Bevölkerung besteht zu einem Drittel aus Christen.

Die erste Reise trat ich voller Neugier auf ein weit entferntes Land und Menschen in einer anderen Kultur an. Das Wissen um unsere wirtschaftliche und soziale Realität, Arbeitslosigkeit und ein stetig wachsendes Auseinanderklaffen der sozialen Schere hatte mich dahin geleitet, eine Ausarbeitung eines biblischen Gleichnisses für die kleinen Begrüßungsgottesdienste in den 23 Dörfern, die zum Partnerschaftsgebiet gehören, in der Weise vorzunehmen, daß ich auf negative Folgen unserer vielgepriesenen Hochentwicklung verwies. Ob die Menschen das verstehen würden, war für mich zweitrangig. Ich wollte nicht als jemand auftreten, der für alles eine Lösung hat.

Das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen steht im Matthäus-Evangelium. Während die klugen Jungfrauen jederzeit gewappnet sind, den zu erwartenden Bräutigam zu empfangen, haben die törichten versäumt, Vorsorge zu treffen. Als der entscheidende Moment kommt, sind die klugen Jungfrauen nicht bereit, mit den törichten zu teilen, damit alle ans ersehnte Ziel kommen. Jesus erzählt dieses Gleichnis, um – wegen des ungewissen Zeitpunkts des kommenden Gerichts, bei dem die gesamte Menschheit gerichtet wird und die Menschen in Gute und Böse geschieden werden: die einen kommen ins Paradies, die anderen in die Hölle – Wachsamkeit und Bereitschaft einzuschärfen.

Mit Zustimmung meiner Mitreisenden habe ich das Gleichnis so ausgelegt, daß Wachsamkeit und Handlungsbereitschaft für uns alle, ob Frau oder Mann, schwarz oder weiß, wichtig sind, um ungerechte, unsoziale Entwicklungen zu stoppen. Zum Zeichen unserer Solidarität haben wir das Gleichnis gespielt und die Männer und Frauen aufgefordert, mitzuspielen. Es war ein amüsanter Spektakel, auch Männer kluge oder törichte Jungfrauen spielen zu sehen. Dieses Spiel hat dazu beigetragen, gegenseitige Barrieren abzubauen und eine Ahnung davon zu übermitteln, daß auch bei uns nicht für alle paradiesische Zustände herrschen.

Etliche Flugstunden liegen inzwischen hinter mir. Über der Sahara ist es nach einem kurzen fantastischen Sonnenuntergang dunkel geworden. Zwei Stunden später wird die für die Größe

des Flugzeugs nicht ungefährliche Landung auf dem *Kilimanjaro International Airport* erfolgen. Gedanken an meine Ankunft. Und doch, die Flugzeit verbringe ich wieder mit dem Gefühl, im luftleeren Raum zwischen den Welten zu schweben.

II.

Die Landung – eine bravouröse Leistung des Piloten. Anna und Kennedy werden mich vom Flughafen abholen. Ich habe sie bei meinem ersten Aufenthalt kennengelernt und dann mit meinen Söhnen bei ihnen im Dorf gelebt. Vorfreude bewegt mich, das Gefühl, nach Hause zu kommen, nichts Unbekanntes erwartet mich. Als der Beamte trotz des über drei Monate geltenden Visums die Einreise verweigert, bekommt mein Heimatgefühl zunächst einen Riß. Wenn ich Studien betreiben wolle, brauchte ich eine Genehmigung. Private Studien? Keine Unterscheidung zwischen privater und öffentlicher Sphäre. Daß es das hier angeblich nicht gibt, wußte ich. Schließlich bekomme ich aber doch die Genehmigung für vier Wochen Aufenthalt in den Paß gestempelt. Kennedy, den ich aufgeregt hinter der Absperrung begrüße, beruhigt mich. Er gehe nach vier Wochen für mich zur Behörde. *No problem. Hamna shida.*

So sitze ich schließlich mit meinem Koffer und dem Rucksack auf der Rückbank des Autos, beuge mich über die Vordersitzlehne zu den beiden hin. Vertraute Atmosphäre, alle Zweifel zusammengeschmolzen! Es ist warm, dunkel seit Stunden. Wir erreichen die Stadt Moshi, die Schlaglöcher sind tiefer geworden, die Straße hinaus in die Steppe noch schlechter als letztes Mal. Ankunft im Dorf Chekereni und schließlich in dem Zimmer, das das letzte Mal meine Söhne bewohnt haben.

Zweieinhalb Jahre ist es her, daß wir zu dritt hier ankamen. Richteten sich damals vor der Abreise die Erwartungen vor allem auf die Besteigung des Kilimanjaro mit seinen höchsten Erhebungen *Mawenzi* (5151 m) und dem schneebedeckten *Kibo* (5895 m), einem erloschenen Vulkan, waren meine Söhne nach Überwindung eines ernststen Kulturschocks nach unserer Ankunft im endgültigen Quartier, das jenseits aller Zivilisation zu liegen schien, gar nicht mehr aus dem Dorf herauszubekommen. Der erste Spaziergang hatte einem Spießrutenlauf geglichen; so sehr störten die beiden die Blicke der schwarzen Menschen auf zwei hochgewachsene Weiße mit langem glatten Zopf; zu begehrllich waren die dunklen Augen besonders der jungen Männer auf

Fotoapparat, Taschenmesser oder Walkman gerichtet. Doch mit der Zeit tauschte man Erfahrungen aus, hörte gemeinsam Musik, fuhr per Bus oder Fahrrad gemeinsam in die Stadt und bewältigte vor allem die Alltagsaufgaben gemeinsam. Die bestanden darin, Wasser heranzukarren, Vieh zu versorgen – die Wege, um Grünfutter zu schneiden, wurden von Tag zu Tag länger in dieser trocknen Gegend –, sich ums Kochen zu kümmern und das große Steinhaus sauber zu halten – die Rolle des Hausmädchens hatte ein junger Mann übernommen, ein Verwandter, der hier untergekommen war –, Wäsche mit der Hand zu waschen, Feuer zu machen, bevor man überhaupt mit der Arbeit beginnen konnte. Die Maisernte wurde im Hof auf Jutesäcken ausgebreitet und verlesen, bevor sie zu einer Mühle gebracht und zu Mehl verarbeitet wurde. Eine Stromleitung versorgt heute wie damals das Haus mit Elektrizität, zuverlässig ist die Stromversorgung jedoch nicht. So schindete einer der Söhne mächtig Eindruck mit seiner batteriebetriebenen Stirnlampe, wenn es am Abend beim Essen plötzlich dunkel wurde; mit ihr verschwand er auch in einem großen rostigen Tank, der zur Wasservorratshaltung herbeigeschafft wurde und gereinigt werden mußte. Überhaupt wurde Wasser möglichst mehrfach gebraucht, bis es letztlich im Garten zur Bewässerung in der Erde versickerte.

Dieser dritte Aufenthalt allein sollte mir nun zu einem breiteren Überblick und tieferen Einblick in das Leben vor allem der Frauen verhelfen. In den Romanen von Ngugi wa Thiong'o spielen sie immer eine herausragende Rolle, wenn es um die Sicherung des täglichen Lebens, die Wahrung von Traditionen und die Gestaltung eines zukünftigen gesellschaftlichen Lebens geht. Um möglichst viele Unterschiede kennenzulernen, wollte ich mehrfach meinen Standort wechseln.

Bei Haika hatte ich schon während meines ersten Aufenthaltes gewohnt. Sie arbeitet als Buchhalterin in einer Zuckerfabrik. Die große Zuckerplantage ist in den 40er Jahren noch unter britischer Kolonialherrschaft von Dänen angelegt und nach der Unabhängigkeit Tanzanias 1961 im Zuge des Aufbaus eines eigenständigen afrikanischen Sozialismus als Weiterführung der eigenen Tradition unter Staatspräsident Julius K. Nyerere verstaatlicht worden. Haika bewohnt ein kleines Steinhaus mit Wellblechdach und ummauerten Innenhof, das ihr von der Fabrik zur Verfügung gestellt wird. Hier lebt auch Odelia, die als Feldarbeiterin schwere Arbeit auf den großen Plantagenfeldern leistet. Um das Haus herum pflanzen beide Gemüse an. In diesen Häusern gibt es Strom und eine Leitung mit sauberem Wasser. Während meines ersten Aufent-

haltes wollte Haika Tisch und Bett mit mir teilen, und ich wußte zunächst nicht, ob es unhöflich und damit unmöglich sei, dies abzulehnen. Das brauchte ich dann doch nicht, denn auf meinen zögerlichen Einwand hin rollte sie eine Schaumstoffmatratze aus, auf der sie schlief. Inzwischen hat sie einen Sohn, der von einem Hausmädchen versorgt wird, wenn sie arbeitet, und verdient sich zusätzlich Geld mit Kükenaufzucht; Geflügel wird bevorzugt gegessen. Hier ist der Absatzmarkt größer als anderswo, weil die Fabrikarbeiter dank ihres regelmäßigen Lohns über mehr Bares verfügen als die Menschen anderswo. Haika, in der Sprache ihres Volkes heißt das *Glück*, träumt von einem eigenen Haus und einem kleinen selbständigen Handel in ihrem Heimatort, den sie auf der Suche nach Arbeit verlassen hat. Da für die Zuckerfabrik im Zuge der vom Internationalen Währungsfond geforderten Privatisierung der Wirtschaft als Strukturanpassung neue Eigentümer gesucht werden, fürchten viele, die in der Mehrzahl aus anderen Landesteilen und Volksgruppen stammen, ihren Job und damit Unterkunft, kostenlose Gesundheitsversorgung im fabrikeigenen Hospital und andere Privilegien zu verlieren, und versuchen, sich eine neue Lebensgrundlage zu schaffen.

Von den guten Absatzmöglichkeiten in Fabriknähe profitiert auch eine *mandazi*-Bäckerin. *Mandazi* sind kleine in Fett gebackene Kuchen. Abends bereitet sie den Hefeteig vor und formt das Gebäck, das sie am Morgen in Fett ausbackt und am Fabriktor verkauft. Andere Frauen verdienen ihren Unterhalt mit Näharbeiten. Im Zentrum des Ortes gibt es eine Markthalle, in der Frauen Obst und Gemüse anbieten, eine Busstation und einige Geschäfte. Eine Gruppe Frauen, die sich *Lady's association* nennt und deren Männer alle in der Zuckerfabrik arbeiten, betreibt einen Lebensmittel- und Haushaltswarenladen.

Die Frauen der höheren Angestellten der Fabrik, die mit ihren Familien in den ziemlich maroden Häusern aus der Kolonialzeit wohnen, arbeiten selbst in der Fabrik oder deren Einrichtungen wie Schule, Kindergarten und Hospital, oder sie versorgen die Familie mit Unterstützung von Hausmädchen und Stalljungen und verdienen zusätzlich Geld, z.B. durch den Verkauf von Milch ihrer eigenen Kühe oder von Fruchtsaft, den sie selbst herstellen und auch zu Eis gefrieren.

Auf einer Fahrt, die ich mit einer dieser Familien zu Verwandten an den Berg, so wird der Kilimanjaro kurz genannt, mache, ist um Mitternacht auf der Rückfahrt in die Steppe das Benzin ausgegangen. Ein Unfall auf der Hinfahrt am Mittag mit dem klapprigen Landrover, der noch glimpflich ausgegangen ist, hat dazu geführt, daß wir so spät noch unterwegs sind. Offene Tankstellen gibt es nachts nicht, und es ist ohnehin ratsam, um diese Zeit nicht unterwegs zu sein. Gehörte die Dunkelheit früher den Geistern der Ahnen, muß man sich heute vor einer Mafia hüten, die sich in den letzten Jahren rasch gebildet und ausgebreitet hat.

Natürlich ist es leichtsinnig, bei den wenigen Tankstellen nicht einmal einen Reservekanister dabei zu haben, aber vorausschauendes Denken ist nicht unbedingt verbreitet. Ratlos und verurteilt zum Nichtstun sitzen wir in dem am Rande der Landstraße lieengebliebenen Wagen. Ich denke wehmütig an das Netz von Notrufsäulen und Telefonen bei uns, das es hier nicht gibt. Nach einer Weile, in der zwei Autos vorüber gefahren sind, ohne zu halten, nähern sich drei junge Männer zu Fuß. Zu unserer Freude bieten sie Hilfe an und versuchen, Benzin von einer nahen Tankstelle zu holen. Erfolglos! Für einen der drei ist es eine besondere Ehre, uns in sein nahegelegenes Elternhaus einzuladen, und wenn wir nicht bis zur Öffnung der Tankstelle im Wagen sitzen wollen, haben wir keine andere Möglichkeit, als sein Angebot anzunehmen. Der junge Mann rüttelt seine Schwestern wach, um den Landrover über einen kleinen Anstieg auf das Grundstück zu schieben, die Mutter macht trotz unseres Protestes Essen warm, und selbst der alte Vater steht auf, damit er die Freunde seines Sohnes begrüßen kann und wir die ganze Familie kennenlernen. Alles geschieht wie selbstverständlich, mittlerweile ist es halb zwei Uhr nachts. Daß Betten für uns geräumt und hergerichtet werden, ist überhaupt keine Frage. Von so großer Gastfreundschaft sind auch meine tanzanischen Freunde überwältigt.

Als wir am nächsten Morgen bei strahlend blauem Himmel die Fahrt fortsetzen, leuchtet der schneebedeckte Kibo messerscharf in der Sonne, die die Erde ringsum rot erglühen läßt. Die nächtliche Begegnung scheint wie ein Traum, und ich fühle mich in diesem geschäftigen morgendlichen bunten Treiben auf den Straßen wie vom gestrigen Tag übriggeblieben.

In der Landessprache *Kiswahili* werden die Stunden vom Sonnenauf- bis -untergang als Stunden eins bis zwölf gezählt; zwölf Uhr mittags ist die sechste Stunde. Die Stunden der Dunkel-

heit bezeichnete man nicht, denn sie gehörten den Geistern, man ging nicht nach draußen, sondern verbrachte die Zeit in der Hütte, erzählend und schlafend. Ein Zugeständnis an moderne Zeiten ist der Zusatz *usiko* = Nacht zur Bezeichnung der Nachtstunden. In Äquatornähe ändert sich der Tag- und Nachtrhythmus das ganze Jahr über kaum, was zu einem dauerhaft gleichmäßigen Tagesrhythmus führt. Der unseren Jahresablauf bestimmende Wechsel der Jahreszeiten wird hier von Trocken- und Regenzeiten und damit von Zeiten des Säens, Pflanzens und Erntens, des Werdens und Vergehens bestimmt. In einer von der Landwirtschaft lebenden Gesellschaft – Tanzania ist kaum industrialisiert, über 90 Prozent der Bevölkerung lebt von der Landwirtschaft – sind das die wichtigsten Ereignisse, die vor Missionierung und Kolonisierung auch zeitbestimmend für große Feste wie Erntedank und die Durchführung traditionaler Riten wie Initiierung der Jugend ins Erwachsenenalter waren. Diese großen Zeremonien fanden nur in Abständen von mehreren Jahren statt. Die so zusammengefaßten Altersgruppen junger Menschen wurden nach herausragenden Ereignissen im Jahr ihrer Initiierung benannt. Heute hat sich das Leben in weiten Landesteilen grundlegend geändert, mit den Städten hat sich ohnehin ein neuer Lebensstil entwickelt. Feste dieser Art werden nur von den Volksgruppen gefeiert, die noch in traditionellen Strukturen leben.

In seinem Roman *Verbrannte Blüten* schildert Ngugi, wie das traditionale Getränk *Theng'eta* für ein großes Fest bereitet wird. Die Alten, hier die Großmutter, bewahren das Rezept und überwachen die Herstellung. Vor ihrem Tod geben sie ihre Kenntnisse an Ausgewählte der nächsten Generation weiter. Das zeremonielle Trinken, bei dem die Kalebasse nach einer bestimmten Ordnung von einem zum andern weitergereicht wird, ist kein Akt der gemeinschaftlichen, also sozial kontrollierten Versetzung in den Rauschzustand, sondern ein höchst intellektueller Akt der Wissensvermittlung. Die Lebenden versetzen sich in die Vergangenheit, werden identisch mit ihren Vorfahren, die zu allen Zeiten gelebt und für die Gemeinschaft gekämpft haben, sie fühlen sich an deren Stelle und übernehmen die Verantwortung für das Fortbestehen der Gemeinschaft. Es geht darum, die Geheimnisse und Besonderheiten der eigenen Kultur zu erfahren, zu verstehen und weiterzutragen. Vergleichbarer Ort in einer „modernen“ Gesellschaft wäre nicht etwa die Kneipe, sondern der Hörsaal einer Universität oder das Klassenzimmer einer Schule – wo allerdings das Wissen von der Vergangenheit anhand von Daten und Fakten eher eingebleut und eingepaukt wird. Nie und nimmer wird es dort sinnlich erfahrbar

gemacht – und bleibt deshalb an der Oberfläche oder wird als überholt abgetan. Zeitlich und räumlich gesehen befinden sich die Ahnen im *zamani*, was Vergangenheit und Zukunft in einem bedeutet, denn von dort kommt alles und nach dort geht alles zurück, alles ist Verwandlung, ein ewiger Kreislauf. Die Lebenden befinden sich im *sasa*, im Hier und Jetzt, das vom *zamani* umschlossen wird.

Am Kilimanjaro, wo Kaffeebauern ihre Hütten und Häuser in die Bananenhaine gebaut haben, trinkt man sonntags *Pombe*, das selbstgebraute Bananenbier. In Kalebassen, großen bauchigen ausgehöhlten Früchten des Affenbrotbaums, oder neuerdings in bunten übergroßen Plastikbechern wird es in der Runde meist alter Leute, die vor ihren Hütten sitzen, von einem zum anderen weitergereicht und gemeinschaftlich genossen. Wie Bananenbier hergestellt wird, schildert der 1981 verstorbene tanzanische Autor Aniceti Kitereza von der Halbinsel Ukerewe im Victoriasee ausführlich in dem Roman „Die Kinder der Regenmacher“.

Dort am Berg besuche ich eine Schule, die *primary school* von Fukeni. Das Geschehen in den Klassen unterscheidet sich nicht sehr von dem, was ich bei uns kenne, nur daß die Klassen sehr groß sind und alles sehr diszipliniert zugeht. Zur Begrüßung von Gästen wird eine regelrechte Militärparade auf dem Schulhof durchgeführt, manchmal sogar mit Musikkapelle. Traditional fand Bildung nicht in der Schule statt; Schule als Ort des Lernens haben erst die Missionare eingeführt; eine Schule im europäischen Sinn als Ort der Wissensvermittlung mit ausgebildeten Lehrern, die dafür bezahlt werden, gab es vor der Kolonialzeit nicht. Gemeinschaftlich lernten junge Menschen in Altersgruppen im Rahmen der Initiationsriten, und blieben dadurch ihr Leben lang eng miteinander verbunden. Die Jungen und Mädchen erfuhren von Eltern, Großeltern, Onkeln und Tanten alles, was sie für ein Leben und Überleben in ihrer Umgebung wissen mußten. Auch der Aufenthalt im Hause der Großmutter und die Geschichten, die sie erzählte, trugen zur Bildung der nachwachsenden Generation bei. Höhepunkte waren immer wieder Feste, die nur in großen Abständen – nach lang ersehntem Regen oder nach Ernten z. B. – stattfanden und sich im Rahmen bestimmter Rituale bewegten.

Ebenfalls in *Der Fluß dazwischen* schildert Ngugi, wie es nach einem Konflikt in den Missionschulen zur Gründung eigener Gikuyu-Schulen gekommen ist.

Die Stadt Moshi am Fuße des Kilimanjaro ist Zentrum dieser Region. Bei klarer Sicht thront der Kibo über ihr, und wenn er sich gerade aus besonders dunklen Wolken hervorgeschält hat, zeigt er sich ganz in Weiß. Großes Gedränge herrscht allzeit auf dem Zentralen Busbahnhof. Musik dudelt allerorten, Händler bieten ihre Ware nicht nur an, sondern drängen sie geradezu auf, allerlei bekannte und unbekannte Gerüche ziehen in die Nase, Schaffner rufen ihre Reiseziele aus, und die Busfahrer lassen die Motoren aufheulen, um der mit donnernden Schlägen auf das Blech begleiteten Aufforderung, schnell noch einzusteigen, ehe es zu spät ist, Nachdruck zu verleihen.

In Moshi gibt es neben den vielen Straßenverkäuferinnen und den *Mama Ntilis* (auf deutsch: Frau, tu mir was rein), das sind Frauen, die zu Haus gekochtes Essen auf der Straße anbieten, auch gut organisierte *Non Government Organisations* zu besuchen, die sich speziell der Situation der Frau in der Gesellschaft angenommen haben. Eine junge Rechtsanwältin hat zusammen mit Kolleginnen eine Organisation gegründet, die Frauen in Rechtsfragen berät, sie vor Gericht vertritt, aber vor allem für eine Reform der in allen Bereichen für Frauen nachteiligen Gesetzgebung kämpft – z.B. im Ehe- und Familienrecht, Landhaltungsrecht und in Gleichstellungsfragen allgemein.

Ein andere Frau, die ich besuche, hat sich der Aidsaufklärung verschrieben. Die NGO mit dem Namen KIWAKKUKI (Kikundi cha Wanawake Kilimanjaro Kupambana na UKIMWI – Women against Aids in Kilimanjaro) hat ihren Sitz zentral am Busbahnhof. Ihre Tür steht Frauen und Männern jeglichen Alters offen, und fast noch auf dem Bürgersteig kann jede/r auf den Bänken in dem ehemaligen Ladengeschäft Platz nehmen, um Videos oder Puppenspiele zu verfolgen, die sich mit Themen wie erster Liebe, erwachender Sexualität, Umgang mit Verhütungsmitteln, verantwortungsbewußtem Verhalten in der Partnerschaft, Gefahren sexuell übertragbarer Krankheiten bis hin zur Pflege und Betreuung von Aids-Infizierten und deren Angehörigen befassen. Zwischendurch beantwortet eine Mitarbeiterin Fragen. Es entwickeln sich Gespräche, kleine Diskussionen. Viele Menschen gehen auch nach einer Weile einfach wieder hinaus – ich denke nicht, ohne nachdenklicher geworden zu sein.

Es finden auch Einzelberatungen statt, und Gruppen treffen sich regelmäßig. HIV-Infizierte und deren Angehörige werden besucht und betreut. In der ganzen Region am Kilimanjaro werden auf Einladung Seminare abgehalten. Ständige Geldnot und Transportprobleme behindern hier wie überall die Arbeit. So versuchen die Frauen, durch den Verkauf von selbstgefertigten Handarbeiten und T-Shirts mit dem Emblem der Gruppe Geld in die Kasse zu bekommen. Die Suche nach Sponsoren und sonstiger Unterstützung macht einen Großteil der aufreibenden Arbeit aus.

Die Gruppe KIWODEA – Kilimanjaro Women Development Association – ist ein anderes Ziel. In noch nicht vollendeten Räumen finden junge Mädchen und Frauen Unterschlupf und Betreuung, die Schwierigkeiten in ihren Familien haben, weil sie vielleicht unverheiratet schwanger geworden sind und/oder sich Traditionen – nicht überall wird das Beschneidungsverbot junger Mädchen akzeptiert – nicht mehr fügen wollen. Hier soll ihnen durch eine vertrauenswürdige Atmosphäre bei der Lösung ihrer Probleme geholfen und ihnen die Gelegenheit gegeben werden, einfache Tätigkeiten zu erlernen, in Gemeinschaft mit anderen zu leben, bis sie in ihre Familien zurückkehren oder auch selbständig leben können. In einem kleinen Laden verkaufen die Frauen Handarbeiten und Souvenirs wie kleine Exemplare der traditionellen Tontöpfe.

Mit staatlichen Sozialarbeiterinnen, *Community Development Officer* vom *Ministry of Community*, habe ich Frauengruppen besucht, die staatliche Beratung in einfacher Geschäftsführung und Buchhaltung sowie regelmäßige Betreuung und manchmal, sofern es der Etat des Ministeriums zulässt, was kaum einmal der Fall ist, auch finanzielle Unterstützung erhalten. Die Lehrerin einer *secondary school* betreibt zusammen mit vier Kolleginnen einen Kindergarten in ihrem Privathaus, weil ihr Gehalt allein zum Lebensunterhalt nicht ausreicht. Dadurch erhalten andere Frauen wiederum eine Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeit.

Eine Gruppe Frauen möchte jungen Mädchen nicht nur Ausbildung und Beschäftigung geben, sondern gleichzeitig das Selbstvertrauen und das Gefühl für die Sorgen der anderen stärken, um die eigenständige Stellung der Frau in der Gesellschaft zu festigen. Wer nicht bereit ist, Verantwortung für alle mitzutragen, findet keine Aufnahme. Die Mädchen erlernen den Um-

gang mit der Nähmaschine, fertigen Kleidung, Stofftiere und anderes Spielzeug, Bücherschoner, Brillenetuis und vieles mehr. Sie kochen und essen auch gemeinsam.

Es gibt in der Stadt auch Frauenorganisationen, die Gruppen von Kleingewerbetreibenden bilden, Tomatenketchup und Mango-Chutney herstellen oder irgend etwas anderes unternehmen, der Phantasie und dem Erfindungsgeist sind keine Grenzen gesetzt. Alle geben einen festgesetzten Teil ihrer Einnahmen auf ein gemeinsames Konto, von dem nicht nur gemeinsame Ausgaben bestritten, sondern auch kleine Kredite an andere Frauen vergeben werden, damit sie ein Projekt überhaupt starten können. Mit sogenannten *Credit shops* haben viele Gruppen gestartet, bevor sie ihre Aktivitäten ausgeweitet und selbst Projekte begonnen haben.

Das Leben in der Steppe weit entfernt von der Stadt und jenseits der großen Zuckerplantage ist sehr viel ärmlicher und noch weitestgehend dem Rhythmus der Tages- und Jahreszeiten unterlegen. Frauen kochen unter freiem Himmel oder in rauchigen kleinen Lehmhütten auf drei Steinen über einer offenen Feuerstelle. Das Wasser holen sie von Brunnen oder aus einem Bewässerungskanal – das stammt aus einem mit Bilharziose verseuchten Fluß – und schleppen es manchmal sogar kilometerweit in Eimern oder Kanistern auf den Köpfen heran. Selbst kleine Mädchen transportieren so schwere Lasten. Elektrizität gibt es hier nicht, am Abend werden Petroleumlampen angezündet. Die Anwesen bestehen aus mehreren Hütten. Die Wände sind aus Astwerk geflochten und mit Lehm verschmiert. Der Boden ist festgetrampelt, gewässert und wieder gestampft worden, so daß er schließlich hart wie Beton ist und gefegt werden kann. Aus den Strohdächern der Kochhütten quillt durch kleine Öffnungen beißender Qualm, und im Innern ist das Atmen kaum möglich.

Diese Gegend ist früher nicht besiedelt gewesen. Massaihirten zogen mit ihren Herden durch die Steppe von Wasserstelle zu Wasserstelle. Viele davon sind inzwischen versiegt oder unerreichbar geworden, weil Plantagen angelegt und Siedlungen gegründet worden sind. Die Masai, viehzüchtende Nomadenvölker, sind größtenteils sesshaft geworden. Sie leben auch heute noch in Hütten, deren Holzmaterial einstmals beim Weiterzug auf der Suche nach neuen ergiebigen Weidegründen mittransportiert wurde. Das Astwerk wird immer wieder neu mit Lehm und Dung verschmiert und mit einem Dach aus Maisstroh oder Bananenblättern gedeckt. Der

Fußboden wird gewässert und festgestampft, mit Rinderurin gereinigt. Strom hat man in dieser Gegend nicht, die Masten der Stromleitung vom Stausee Nyumba ya Mungu – das heißt Haus Gottes – führen in die Stadt Moshi, und Wasser gibt es weder in den Hütten noch in unmittelbarer Nähe draußen. Frauen schleppen Wasser und Feuerholz über weite Entfernungen mehrmals täglich heran.

Die Massai leben in Bomas, die man vom Flugzeug aus als Ringe in der trockenen Steppe erkennen kann. Diese Wälle aus Dorngebüsch dienen als Schutz und bilden Gehege zur Übernachtung der Herden.

Die Massaifrau Maria treffe ich, als ich frühmorgens zu Fuß auf dem Weg zu einer Quelle in den Lelatema Mountains bin. In der Mittagszeit erreichen die Temperaturen hier bis zu 60 Grad im Schatten. Maria lebt mit ihrer Familie in einem Anwesen von drei, vier Hütten und einem Kranz aus Dornengestrüpp für die Herde, mit der Hütejungen tagsüber unterwegs sind. Sie ist gerade dabei, Tee zu kochen, die Gewürze dazu zerstoßt eine alte Frau, die etwas abseits hockt, in einem Mörser. Kleine Kinder stolchen durch den Sand. Maria ist schwanger. Männer sitzen im Schatten an eine Hauswand gelehnt und kümmern sich nicht um die Besucher. Mein Begleiter spricht *Kimassai*, die Sprache der Massai; Maria hat die tanzanische Landessprache *Kiswahili* gelernt. Sie lädt uns zum Tee ein. Gemeinsam lassen wir uns in dem kurzen Schatten einer Hauswand nieder, schlürfen den heißen süßen Tee und erfahren ein wenig voneinander. Maria weiß nicht, wann sie geboren ist. Die Geburtstage ihrer Kinder sind jedoch in den Kirchenbüchern unten im Dorf festgehalten. Sie hat nie eine Schule besucht, hat sich alles nötige Wissen angeeignet, das sie für ein Leben in der Steppe braucht. Sie ist nach traditionaler Weise von den Alten in alle wichtigen Arbeitsabläufe eingeführt worden.

Maria legt mir den tellerartigen Perlenschmuck an, den die Massaifrauen beim Tanz tragen. Die getauften Massai tragen christliche Kreuze in dieser traditionellen Machart. Ein solches fertigt mir Maria bis zu meinem nächsten Besuch, verspricht sie.

III.

März 1997. Nach drei Monaten in Tanzania bin ich wieder zu Hause und kann nicht wirklich ankommen. Wieder ist etwas in mir ver-rückt.

Ich hatte mich wie bei den ersten Reisen in den vergangenen Monaten dem Leben sehr viel näher gefühlt. Meine Gaben, Einfallsreichtum und Organisationstalent entwickeln und improvisieren zu können, waren in einer Gesellschaft, in der nicht alles geregelt und vorgefertigt ist, zu meinen wichtigsten Eigenschaften geworden und unbedingt gefragt gewesen. So sitze ich da in den schicken Sommerkleidern, die mir Flora am Kilimanjaro genäht hat. Ich will dieses andere Lebensgefühl bewahren. Aber wie? Ich kann nicht beginnen, vorm Haus auf drei Steinen zu kochen. Ich kann nicht erklären, daß fehlende Möglichkeiten, Mangel und Improvisation glücklich machen. Es war ja auch nicht der Mangel als solcher, der mich lebendig gemacht hat, sondern die Art und Weise, wie die Menschen damit umgegangen sind, ihre Fröhlichkeit und Kreativität. Es waren ihre Antworten, die verblüfften. Ich sitze und warte auf meine innere Rückkehr, auf das Ende der Ver-rücktheit, und so lange werde ich das offene, auf mich zuströmende Leben der vergangenen drei Monate vermissen.

Europa hat seine Chance vertan, aus einer der großen Katastrophen im 20. Jahrhundert Kraft und Erkenntnis zu neuem Aufbruch zu gewinnen. Und dieses Versagen wird mit vielem anderen unnützen Zeug in den letzten Winkel der Welt übertragen. Menschen in einer Mangelgesellschaft, nicht zugeschüttet vom Überfluß, nicht bestimmt von der Perfektion, sind einfach näher dran – näher dran am Leben.

In diesem Zusammenhang ist Ngugis Roman *Der gekreuzigte Teufel*, den er, in Haft auf Toilettenpapier und erstmals im Original in einer afrikanischen Sprache, in seiner Muttersprache Kikuyu, geschrieben hat, von besonderer Bedeutung: Mit der Schilderung der Zustände in Kenia beschreibt er ein globales Phänomen, nämlich die Ausplünderung von Volkswirtschaften durch internationales Großkapital. Niemals spart Ngugi mit Kritik an den eigenen Eliten, die schnell die Erkenntnis gewonnen haben, daß man es persönlich zu Ruhm und Reichtum bringen kann, wenn man sich zum „Diener vieler Herren“ macht, in diesem Fall der weltweit tonangebenden Herren.

IV.

Der 1938 geborene Ngugi wa Thiong'o gilt als der bedeutendste Schriftsteller Ostafrikas. Sein Werk umfaßt sechs Romane, sechs Theaterstücke, fünf umfangreiche literatur- und gesellschaftskritische Essaybände, das Gefängnistagebuch, einen Sammelband mit Kurzgeschichten sowie zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen.

Aniceti Kitereza hat von 1896 bis 1981 gelebt. Der Enkel des letzten Königs Machunda (der Regenmacher) von Ukerewe wurde mit neun Jahren Christ und besuchte die Missionsschule. Er studierte Theologie und Sprachen und arbeitete als Diakon und Übersetzer in einer katholischen Missionsstation. Am 13. Februar 1945 beendete er seine Familiensaga in seiner Muttersprache Kikerewe und übersetzte sie später in die Umgangssprache Kiswahili, um sie einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Erst 1981, wenige Wochen nach seinem Tod, konnte das Werk im Tanzania Publishing-House erscheinen. 1991 ist es in deutscher Sprache verlegt worden.

Veröffentlicht im WELFENGARTEN 10/2000